

Im Wirbel.

Manchmal hat man das kuriose Gefühl: jetzt erlebe ich meine Memoiren. Im vorausig Jahren werde ich erzählen: Dienstag den 29. Oktober 1918 um 3 Uhr nachmittags wollte ich durch die Herrrengasse ins Café Central gehen, da...

Doller Wirbel des Geschehens! Raum hat man leidend das Morgenblatt aus der Hand gelegt, und schon beiseitigt einem die Sorge: Was wird schon wieder im Mittagsblatt stehen? Das Frühabendblatt erscheint, Gott sei Dank, bald nach den Mittagsblättern; aber es können doch unterdessen ganz gut wieder zwei oder drei Republikaner entstanden oder zugrunde gegangen sein oder ein Fieberdies geschloffen oder ein neuer Krieg ausgebrochen sein. Eine kurze Atempause, bis das erste Spätabendblatt eintrifft; Lektürmüder füllen sie pallend aus, indem sie sich im Kaffeekaus vor den schwarz-gelben Aushängeschildern des Korrespondenzbureaus anstellen. Fortwährend geht etwas Neues in der Welt vor, und so selten etwas Erfrenliches.

Das ärgste ist die Empfindung: es geht wieder und noch Neues vor, jetzt, eben, im Spätabendblatt steht noch nichts davon, aber es ist ungeheuer wichtig! Man hat das Gefühl, das ein Schwerverhöriger haben mag: man spricht vor ihm, er sieht die Lippen sich bewegen, findet die Mienen aufgeregter, erdnappt manchmal ein Wort, einen Satz, eine Folge — und dann steht er wieder hilflos da, und vor ihm wird gebrochen, gesprochen, er weiß nicht, was; es kann kein Todesurteil sein oder eine Botschaft des Heils — Vorstellung aus einem wirren Fiebertraum!

Aber wir träumen nicht, nicht mehr. Wir bestirren höchstens. Man hat uns, das ist die Sache, eine schädliche Droge entzogen, an die wir allaufsehr gewöhnt waren, ein Opiat, mit dem man uns vorher vier Jahre lang gebährt hatte, Sag für Sag. Denn der bitterste Mensch in diesen Tagen der vielen und aufregenden Messungen nach, was ihm fehlt, so findet er es nicht, so kommt er nicht drauf, und doch ist es etwas Mächtigstes, Unerbittliches: der Höier-Bericht! Das Communiqué!

Es ist wahr, wir hatten es schon lange nicht mehr aufmerksam gelesen. Das oben war es. Wir lebten inmitten des wildesten Geschehens — und man mußte uns dazu zu erziehen, daß wir uns nicht dafür interessierten. Man hat uns vier Jahre lang durch ein Verkleinerungsglas blicken lassen, durch einen umgedrehten Sperrgläser. Alles Ungeheure, das sich an so einem Kriegstage begab, wurde sorgsam zurückgeblendet, gekunstet und gepustet, und gegen Abend aufgetragen. Wir können nicht sagen, wir seien positiv belogen worden; wir haben irgendetwas alles erfahren, aber in Tosen und mit Vorsicht; die schwachen Nerven des Bürgers wurden gekostet. Man verbehalte uns nicht, daß in einer wild gewordenen Welt Tiger und Großkatzen herumlaufen, aber es waren eher Tiganden und nette, rosafarbene Streifkätzchen, und daß sie das-behave sind essen, wurde nie und nimmer geduldet, nein; nur, wenn das Kindchen etwa unartig geworden wäre... Wir bildeten durch den Höier-Operngucker auf den Krieg und hielten uns vor ihm so sicher wie der kleine Moritz in Afrika. Nämlich der kleine Moritz meint: Wenn ich einmal nach Afrika reise, dann gehe ich einfach immer auf dem Trostloze, da dürfen die Löwen doch nicht ranf.

Dann ist es peinlich, wenn sie auf einmal dürfen.

Das tägliche Communiqué war für die meisten von uns die tägliche amtliche Verlesung, daß der Krieg, das Schreiben, das Blinieren, die persönliche Gefahr sich noch immer irgendwo weit weg abspielten. Das, und einen C-Befehl brachte der Bürgermann zu seiner Beruhigung, dann konnte er den Gelderwerb der anderen mannschaft erdulden.

Seitdem kein Communiqué mehr erscheint, fehlt dem Unterebewußtsein die Garantie, daß die Gefahr weit weg ist, irgendwo in Albanien, in Venetien, in Bosphorien. Als es die Gefahr am Nordbahnhof gab, sehtet sich doch so mancher nach dem monotonen Satz solcher langweiliger Kriegscommuniqués: „An der Bojusa Gebläntel.“ Die arbeitslose Lage der blutigsten Ostentien erstarkten dem naiven Egoismus, schaut er zurück, als Lage idyllischer Ruhe, an denen nichts Unangenehmes geschah. Na, aber wenn beim Nordbahnhof drei Minuten lang geschossen wird, oder beim Parlament... Es ist gar nicht wahr, daß jetzt mehr und abhängigeres geschreht als während der vergangenen Monate. Alles, was da ist, ist vor unseren Augen entfallen, herausgewasche; warum tun wir denn jetzt gar so erstaunt? Freilich, es kommt unserer Kurzsichtigkeit so vor, als wäre in unseren Kriegskäfigen ein bößlicher katastrophaler Umsturz erfolgt, ein Wandel von heute auf morgen, aus weiß in schwarz. Ah, ja gar nicht wahr! Was wir als bloßliche Grenze des Geschehens empfinden, als Trennungslinie, es mag einfach ein Additionstrich unter den aufgelaufenen Rosten, und jetzt wird die Summe gezogen. Letztendlichiger Bedarf und säumige Fehler erschrecken immer, wenn schließlich addiert wird. Was, wirklich soviel? Na, allerdings!

Da wünscht sich wohl mancher hinterher in einen stillen Winkel. Der Wunsch nach einer verschwiegenen Kammer, in der man die nächsten Monate oder Jahre verschlafen könnte, ist allgemein. Wer der Wirt Wirklichkeit ruft mit seiner groben Stimme: Hier geschlafen und geschickt!

Das kommt davon, wenn man das Begleiten von Rechnungen zu lange aufschiebt. Dann werden sie von allen Seiten präsentiert. Wir sind, wir bürgerlichen Menschen von Desterreich, in der angenehmen Lage eines Schulmeisters, dem die Gläubiger alle auf einmal ins Haus kürmen. Was haben wir denn so lieberhaft in den neuen Desterreich? Neue Rechnungen, neue Mahnungen. Wir wissen nicht mehr, wo uns der Kopf steht. Ob er uns nachschreibt, das wissen wir nicht mehr, darum dreht es sich. Gleichviel, wir haben so fürchtbar wenig Gebrauch von ihm gemacht.

Wenn wir einmal jene Memoiren schreiben werden, die wir heute erleben, seien wir wenigstens ehrlich. Dem wir dann nicht als hätten wir zu den großen Ereignissen ein besonders geistvolles Gefühl gemacht. Wir machen keine. Unsere ganze wahrnehmbare Aufregung, unsere Raslosigkeit, unsere erbitterten Schwelmeutrede können wir selbst heute nicht sehen; aber kommen wir uns nur ja nicht herlich vor, als Helden einer geschichtlichen Entdeckung, deren Wurzeln wir sind. Mancher von uns gibt grobortige Phrasen von sich, revolutionäre und auch andere, bloß weil er sich seinen Memoiren zuliebe dazu verpflichtet glaubt. Während ein Sturm uns verpflückt alarmiert. Während ein Sturm uns rüttelt, ein Wirbel uns durcheinanderdreht, haben wir die Illusion, keine zu sein. Ach, wir sind Marionetten, deren Fäden ein Sobold untrennbar verwebt hat.